

Erich Wulff

Über Hirnforschung und Handlungsfähigkeit

Lieber Morus,

als ich gefragt wurde, ob ich für die geplante Festschrift zu deinem 60. Geburtstag etwas schreiben könnte, wollte ich zunächst gleich zusagen, auch um dir einen kleinen Dank abzustatten für die Unterstützung, die du mir vor Jahren gegeben hast, als ich gegen die Hysterie anzuschreiben versuchte, die das Thema sexueller Missbrauch damals überall ausgelöst hatte. Dann aber zögerte ich, weil mir nur ein paar Wochen Zeit blieben. Wir haben uns schließlich darauf geeinigt, dass ich auch einen ganz unwissenschaftlichen Bericht über eine Tagung abliefern kann, bei der ich unversehens mit einem Paradigmenwechsel der biologischen Psychiatrie konfrontiert wurde.

Diese Tagung war der Verabschiedung meines Hannoveraner Nachfolgers Wielant Machleidt gewidmet, dessen wissenschaftliche Interessen einerseits auf ethnopsychiatrischem Gebiet und da vor allem der Integration von Migranten lagen, andererseits aber auch auf dem Gebiet moderner Hirnforschung, wo er sogenannte Grundgefühle in EEG-Mustern wiederzufinden suchte und so zu einer Auffassung gelangt war, die ich überhaupt nicht teilen konnte, dass nämlich die Schizophrenie eine affektive Erkrankung sei. So war es auch nicht verwunderlich, dass auf der Tagung sowohl Themen der Migrantenpsychiatrie als auch solche der Hirnforschung bei psychotischen Patienten im Mittelpunkt standen. Ich hatte das Programm zunächst nur überflogen und mich gefragt: wie hängen diese beiden so stark unterschiedlichen Themenbereiche wohl miteinander zusammen? Aber da ohnehin feststand, dass ich an der Tagung teilnehmen würde, sagte ich mir, dass die Antwort darauf mir in Hannover schon gegeben werden würde.

Und das geschah dann auch wirklich. Schon die ethnopsychiatrischen Referate waren spannend und von höchster Qualität, ebenso ein philosophisch-literarischer Vortrag von Hinderk Emrich über Heimatverlust, Dissoziation und Entfremdung im Werk Ingeborg Bachmanns. Aber das hatte ich ja auch erwartet. Nicht aber, dass Peter Falkais Vortrag über »Neurobiologie der sozialen Reintegration von schizophrenen Psychosen« mich richtig umhauen würde. Ich hatte mir zunächst vorgestellt,

dass da wieder mal etwas ganz Unverbindliches über das bio-psycho-soziale Krankheitsverständnis käme, ein Modell, mit welchem die Neurowissenschaftler den Psychotherapeuten und Sozialpsychiatern auch ein paar kleine Kuchenstücke oder von ihnen halb abgenagte Knochen hinwerfen.

Der Vortrag Falkais begann mit einer Anekdote, wie sie viele Psychiater erzählen könnten: dass er angefangen hatte, mit chronisch Schizophrenen Fußball zu spielen, und dabei bemerkt hatte, dass sie danach zugänglicher und kontaktfreudiger wurden. Bei meiner eigenen ersten Berührung mit der Psychiatrie, 1950 als Student, lange vor Einführung der Neuroleptica, hatte ich bei einzelnen Patienten, um die ich mich besonders intensiv gekümmert hatte, ganz Ähnliches beobachtet. Falkai ließ es beim Fußballspielen nicht bewenden. Er forschte auf neurophysiologischem und hirnanatomischem Gebiet und hatte gerade bei Untersuchungen solcher Patienten geringfügige Volumenverringerungen des Hippocampus und dazu noch Veränderungen in dessen Mikrostrukturen beschrieben gefunden. Nun kam er auf den Gedanken, zu überprüfen, was nach einem intensiven sozialpsychiatrischen Kommunikationstraining mit dem Hippocampus passiert. Und es ergab sich, dass sowohl die Mikrostruktur der Neurone sich regeneriert (wenn ich richtig verstanden habe, ging es um ihre Lipidumhüllungen), als auch der gesamte Hippocampus wieder an Volumen zunimmt.

Das bedeutete: durch aktive Tätigkeit werden nicht nur zentralnervöse Funktionen wiedergewonnen, sondern auch beeinträchtigte neuronale Strukturen wiederhergestellt. Die aktive Tätigkeit, hier in der Kommunikation mit anderen, findet also auch in der Architektur des Zentralnervensystems ihren Niederschlag. Und das ist keine Hypothese, keine bloße Theorie mehr, sondern eine verifizierte Tatsache.

Dir brauche ich nicht zu erzählen, dass es die Annahmen der kulturhistorischen Schule der Psychologie und die deines Lehrers Klaus Holzkamp sind, die sich in solchen Untersuchungen bestätigt finden. Es wäre interessant zu erfahren, ob Falkai je etwas davon gehört hat. Ein jüdischer Schuster aus Lodz soll ja auch die Relativitätstheorie Einsteins neu erfunden haben. Aber interessant an der Sache sind ja nicht so sehr die theoretischen Annahmen. Ähnliche Töne wie bei Falkai hört man ja seit kurzem sogar auch von Gerhard Roth, der das Gehirn nun plötzlich »ein soziales Organ« nennt und die Hirnforschung, zumindest in Teilen, »als Sozialwissenschaft« sieht. Für ihn macht auch erst »Freuds Perspektive [...] verständlich, wofür das Gehirn da ist. Doch nicht dafür Neuronen feuern zu lassen, sondern Bedeutungen im individuellen und insbesondere sozialen Handeln zu erzeugen und zu verarbeiten«. Und Roth widerspricht auch nicht, als sein Gesprächspartner, der Sozialpsychologe Harald Welzer, den Spruch »you never use the same brain twice« zitiert, allerdings ohne den Autor zu nennen, und auch nicht, als Welzer behauptet, dass man »nicht mehr vom einzelnen Gehirn aus denken«

könne, sondern nur »von Gehirnen, die interagieren« (*Die Zeit*, 23.2.2006). Bei Roth sind solche neuen Einsichten allerdings eher Aphorismen, die mit eigenen entgegengerichteten Polemiken gegen die Willensfreiheit im Widerspruch bleiben. Falkai hat hingegen für die Gültigkeit solcher theoretischer Annahmen einen nach naturwissenschaftlichen Kriterien hieb- und stichfesten experimentellen Beweis erbracht. Erst mit der Eröffnung und Besetzung eines solchen neuartigen Forschungsfeldes kann sich die Theorie als neues Paradigma auch der biologischen Psychiatrie etablieren. Das bedeutet nämlich, dass sie die Vorgänge am Gehirn, die sie erforscht, nicht mehr ausschließlich in der somatopsychischen Wirkrichtung verfolgen kann, sondern nun auch in der psycho- und/oder soziosomatischen. Keine einzige Handlung ist also voraussetzungslos, jede geht von Prämissen aus – aber jede fügt auch dem bisherigen Satz von Prämissen neue hinzu. Alles, was wir denken, fühlen, wünschen und wollen, alles, was wir tun, hinterlässt in uns Spuren, und es hinterlässt Spuren auch in denen, die es wahrnehmen oder erleiden. Vielleicht helfen solche Forschungen den Neurobiologen auch, von ihren hirnrissigen pseudophilosophischen Folgerungen über eine angebliche Widerlegung der Willensfreiheit loszukommen, die sie aus hochgradig reduktionistischen Experimenten wie denen von Benjamin Libet und Alvaro Pascual-Leone gezogen haben: als ob die Entscheidung, einen Finger heben zu wollen, mit dem Entschluss vergleichbar wäre, sich für den Mord eines Mitmenschen zu entscheiden. Wenn sie Klaus Holzkamps »Wissenschaft als Handlung« ohne ideologische Scheuklappen gelesen hätten, wären ihnen solche Patzer vielleicht nicht passiert.

Was können kritische Psychologen und Psychiater in dieser Situation tun? Wir sollten natürlich die Diskussion mit Hirnforschern wie Falkai suchen, ich bin sicher, dass jeder hier vom anderen viel lernen kann. Aber die jüngeren von uns sollten auch aktiv in eine auch psycho- und soziosomatische Wirkungen untersuchende neurobiologische Forschung mit den modernsten Mitteln einsteigen, die von der technologischen Entwicklung zur Verfügung gestellt werden, und mehr noch, selber an der Weiterentwicklung dieser Mittel arbeiten. Mit Klaus Holzkamp gehörst auch du, lieber Morus, zu denen, die die nötige theoretische Vorarbeit für einen solchen Paradigmenwechsel geleistet haben. Herzlichen Glückwunsch zu deinem Geburtstag!

Erich Wulff

Ute Osterkamp

»Selbstkritische Fragen stellen, statt Selbstverständlichkeiten zu transportieren...« – Ein Interview

Lorenz Huck/Vanessa Lux: *Ute, deine Biografie ist mit der Entwicklung der Kritischen Psychologie sehr eng verbunden, du warst von Anfang an Teil des Arbeitszusammenhangs. Von daher wollen wir die Gelegenheit nutzen, dir zunächst einige historische Fragen zu stellen, und uns von den Anfängen der Kritischen Psychologie bis zur aktuellen Situation vorarbeiten.*

Wie kam es zu der Entscheidung, ein doch sehr großes und umfassendes Projekt wie eures, das ja dann auch zur Grundlegung der Psychologie führte, überhaupt zu beginnen?

Ute Osterkamp: Es war keine bewusste Entscheidung; wir sind mehr oder weniger in dieses Projekt reingeschlittert. Hintergrund war die Studentenbewegung mit ihren Widersprüchen und Problemen, und die Frage war, wieweit man sich den damit verbundenen Auseinandersetzungen stellt oder sich ihnen zu entziehen sucht. Dass wir uns für das Mitmachen ›entschieden‹, hing von allem Möglichen ab, das sich im Nachhinein nicht mehr eindeutig klären lässt. Der Frust ob des vorherrschenden Wissenschaftsverständnisses – Klaus nannte es später die Reduzierung von Wissenschaftstheorie auf Methodologie – hat sicherlich zur ›Entscheidung‹ beigetragen. Was immer diese auch mitbestimmt haben mag, sie hatte Konsequenzen: sie beendete zumindest bei mir den Zustand des diffusen Unbehagens/Suchens bzw. Gefühls, am eigentlichen Leben vorbei zu leben, und war zugleich bindend für das weitere Leben. Wie es zum »Projekt Kritische Psychologie« im engeren Sinne kam, hat ja Klaus ausführlich auseinandergespult (2008 [1972]). Auch das ist nur vor dem damaligen gesellschaftlich-historischen Hintergrund zu verstehen und weniger eine Frage persönlicher Entscheidung gewesen. ›Persönlich‹ wurde es insofern, als man sich genötigt sah, Stellung gegen Leute zu beziehen, mit denen man bis dahin zusammengearbeitet hatte und denen man sich vielfach verbunden fühlte. Solche Stellungnahmen gegen andere kamen partiell durchaus auch aus

fragwürdigen Gründen zustande. »Wir gehen jetzt zu Hörmann (mein damaliger Chef) und stellen ihn zur Rede: ›Kommst du mit oder nicht? Bist du für uns oder stehst du auf der andren Seite?‹«

Welche Rolle spielten aus deiner Sicht die Geschehnisse um den »Schülerladen Rote Freiheit« (vgl. Autorenkollektiv 1971) für die Entwicklung der Kritischen Psychologie? Welche Konsequenzen habt ihr damals aus der Geschichte gezogen?

Der Schülerladen war insofern für die Entwicklung Kritischer Psychologie bestimmend, als er zentraler Anlass der Institutsteilung war und damit zur Notwendigkeit führte, quasi aus dem Nichts heraus ein ›kritisch-psychologisches‹ Ausbildungskonzept zu entwickeln. Das hat Klaus ja ebenfalls ausführlich dargestellt (vgl. Holzkamp 2008). Auch in den Schülerladen sind wir mehr oder weniger hineingeschlittert. Er wurde von den Studierenden als autonomes Projekt in den gerade erkämpften Institutsrat hineingetragen, das eher als Testfall für die neuen Mitbestimmungsstrukturen diente, als dass es wirklich durchdacht gewesen wäre. Wäre er abgelehnt worden, wäre auch das Mitbestimmungsmodell gestorben gewesen, womit zugleich die verschiedenen Gruppen – einschließlich der Studierenden – aus der Verpflichtung zur Zusammenarbeit entlassen gewesen wären. Die Ablehnung des Projekts wurde dadurch verhindert, dass Klaus sich bereit fand, die formale Verantwortung zu übernehmen. Das bedeutete zugleich, dass man sich verpflichtet fühlte mitzuhelfen, dass daraus etwas wurde. Parallel zur praktischen Arbeit im Schülerladen liefen Diskussionen zur Erarbeitung der theoretischen Grundlagen des Projekts, die jedoch eher auf den Versuch hinaus liefen, Strategien zu entwickeln, um die Situation bzw. die Jugendlichen irgendwie im Griff zu behalten.

Für mich persönlich war der Schülerladen eine sehr wichtige Erfahrung, auch wenn ich nur in der ersten Phase aktiv mitgearbeitet habe. Die zweite Phase lief offensichtlich geordneter – was die Jugendlichen aber nicht davon abgehalten hat, den Laden schlussendlich abzufackeln – gewissermaßen als Konsequenz unserer Versuche, sie gemäß unseren Vorstellungen ›aufzuklären/abzurichten. In diesem Sinne haben wir sie in der Tat ›missbraucht‹, allerdings nicht, wie in der Pressekampagne gegen den Schülerladen behauptet, sexuell. Auf dieser Ebene verhielt es sich eher umgekehrt: Sexualität bzw. die ›obszöne‹ Form, in der die Jugendlichen über sie sprachen, diente ihnen eher als Mittel, sich gegen unsere verbale Übermacht zu wehren, uns sprachlos zu machen. Ein großer Teil der anfänglichen Theoriesitzungen bestand darin, Tabuwörter wie »ficken«, »Fotze« etc. solange einzuüben, bis sie uns ohne jede Schiefe über die Lippen kamen. In diesem Sinne wurden wir eher von den Jugendlichen ›emanzipiert‹ als umgekehrt. Im Übrigen drückte sich unsere Emanzipation weitgehend in der Missachtung alles ›Bürgerlichen‹ aus, die u. a. in der ›Freiheit‹ bestand, im Laden einfach auf den Boden zu spucken – was man in

der eigenen Wohnung mit Sicherheit niemals getan hätte und was auch den Jugendlichen nicht gut bekommen wäre, hätten sie es zu Hause versucht. Angesichts der Müllhalde, in die sich der Laden alsbald verwandelte, lag der Vergleich mit den privaten Wohnverhältnissen jedoch eh nicht sonderlich nahe. Dazu kam es vor allem, weil ›Plan‹ war, vom Schrottplatz Fahrräder zu holen, sie zu reparieren und zu verkaufen; dabei sind wir jedoch in der ersten Phase stecken geblieben; aus den vielen Fahrradteilen, die sich im Laufe der Zeit ansammelten und den Laden praktisch unzugänglich machten, ist meines Wissens kein einziges funktionierendes Fahrrad entstanden.

Wie wurde von euch das Verhältnis zwischen Theorie und Praxis, das in der Kritischen Psychologie ja auf verschiedenen Ebenen angesprochen wird, damals verstanden? Und wie hat sich deine eigene Vorstellung seitdem entwickelt?

Das Scheitern des Schülerladens machte es in doppelter Hinsicht notwendig, sich mit Theorie zu beschäftigen. Zum einen hat es unmittelbar erfahrbar werden lassen, dass es mehr als einen guten Willens bedarf, ›im Interesse der Arbeiterklasse‹ zu handeln, bzw. diese Vorstellung selbst einer kritischen Überprüfung bedurfte. Zum anderen bedeutete die Institutsteilung zugleich, dass wir uns nicht länger mit der Kritik ›bürgerlicher‹ Psychologie und KollegInnen begnügen konnten; wir standen vielmehr vor der Aufgabe, von heute auf morgen eine kritisch-emanzipatorische Ausbildung auf die Beine zu stellen. Das war nur möglich, weil das Institut damals nicht nur geteilt, sondern zugleich jede Hälfte auf die ursprüngliche Größe aufgestockt wurde. Wir konnten dadurch jede Menge neuer KollegInnen einstellen, die die entsprechenden politischen und wissenschaftstheoretischen Voraussetzungen mitbrachten, um sich an diesem von vornherein interdisziplinär gedachten Unternehmen beteiligen zu können. In diesem Zusammenhang sind auch die Bücher in der Campus-Reihe [*Texte zur Kritischen Psychologie*] entstanden, auf die Klaus immer wieder verweist. Sie sollten die üblichen Lehrbücher ersetzen bzw. die wissenschaftstheoretischen Voraussetzungen erarbeiten, die es den Studierenden ermöglichten, sich über den Erkenntnisgehalt und die Funktion der unterschiedlichen Theorien selbst ein Urteil zu bilden. Einen detaillierten Überblick über die damaligen Diskussionen und Versuche, die Reflexion des Theorie-Praxis-Verhältnisses vom sozialwissenschaftlichen Grundstudium bis hin zum Hauptstudium (als Projektstudium) hindurch institutionell zu verankern, gibt Klaus in *Schriften V*. Das ist ungeheuer spannend zu lesen – auch weil es noch einmal den Umfang der seitdem gelaufenen Rückentwicklung vor Augen führt. Diese allein auf die neoliberale Entwicklung zu schieben, bringt nicht wirklich weiter. Die subjektwissenschaftliche Frage wäre eher, warum man dieser Entwicklung weitgehend ausgeliefert blieb. Die Form, in der die späteren institutsinternen Auseinandersetzungen

um die ›richtige Linie‹ einschließlich der Frage liefen, wieweit eine ›kritische‹ Psychologie überhaupt möglich und nicht nur eine emanzipatorische Verkleidung der üblichen Anpassungsfunktion ist, hat sicherlich nicht zur Stärkung der Widerständigkeit gegen die allgemeine Re-Formierung beigetragen.

Wann ungefähr stieß eigentlich Morus [Markard] zur Gruppe der Kritischen PsychologInnen? Übernahm er aus deiner Sicht eine spezielle Rolle oder Aufgabe? Erinnerst du dich, ob er neue Vorschläge oder Vorstellungen mitbrachte? Immerhin kam er ja aus einer etwas anderen Richtung...

In genau welchem Jahr Morus nach Berlin gekommen ist, kann ich nicht sagen. Auf dem ersten Kongress Kritische Psychologie, der im Mai 1977 stattfand, war er jedenfalls schon dabei. Es war die Zeit heftigster Auseinandersetzungen zwischen den verschiedenen politischen Gruppierungen innerhalb und außerhalb des PIs, in deren Kontext auch dieser Kongress zu sehen ist. Morus hat dort zusammen mit Barbara Grüter und Wolfgang Maiers ein Referat »Zum Verhältnis von demokratischer Studienreform, Mitbestimmung und Wissenschaftsentwicklung« gehalten. Diese Thematik ist offensichtlich auch für seine weitere theoretische wie politisch-praktische Arbeit bestimmend geblieben. Die drei, die Klaus immer BMW nannte, waren neben Klaus, Frigga und mir auch an der Gründung des Forums Kritische Psychologie (1978) beteiligt, für das Morus ohne Zweifel den Hauptanteil der organisatorisch/redaktionellen Arbeit übernommen hat.

Inhaltlich und persönlich hatte Morus sehr viel mehr mit Klaus als mit mir zu tun. Beide waren auch im SUFKI-Projekt, das, soweit ich weiß, von Gisela initiiert worden ist und für das Morus von der DFG einen Werkvertrag erhalten hatte. Das Projekt löste sich auf, als dessen ›Hauptförderung‹ abgelehnt wurde (vgl. Projekt »SUFKI« 1984, 1985). Ich hatte als Nicht-Mutter nur indirekt, über die Berichte von Klaus, an ihm teil. Später hat Morus die Organisation der Theorie-Praxis-Konferenz (TPK) von Ole Dreier übernommen. Diese wurde ins Leben gerufen, nachdem sich Ende 1981 praktisch arbeitende KollegInnen in einem Brief an die Redaktion darüber beschwert hatten, dass die Vermittlung von kritisch-psychologischer Theorie und Praxis im Forum kaum diskutiert würde. Um diesen Missstand abzustellen, ist die Redaktion um Ole erweitert worden, der zwar auch nicht Praktiker war, dessen Forschungsschwerpunkt jedoch auf dem Praxisbezug Kritischer Psychologie lag (vgl. »Reden/Schreiben über Praxis« in FKP 10). Aus der TPK haben sich später die Projekte zur Praxisforschung am Institut herausgebildet, die Morus zunächst zusammen mit Renke Fahl, dann mit Gisela entwickelt und durchgeführt hat. Das »Ausbildungsprojekt Subjektwissenschaftliche Berufspraxis« (ASB) ist mittlerweile die letzte Bastion Kritischer Psychologie am Institut.

Als Antwort auf die zunehmende Einschränkung kritischer Reflexion auf Universittsebene entstand Anfang der 90er Jahre der Plan, über die unterschiedlichen inhaltlichen Vorstellungen hinweg eine gemeinsame Außenstelle für kritische Psychologie zu schaffen. Es ist der Tatkraft/Einsatzbereitschaft von Morus zu verdanken, dass mit der Gründung der »Gesellschaft für subjektwissenschaftliche Forschung und Praxis« (GSFP) aus dem Plan auch Wirklichkeit wurde. In der jetzigen Form dient diese Gesellschaft jedoch, soweit ich es sehe, weniger zur Verständigung zwischen den unterschiedlichen Auffassungen kritischer Psychologie als zur Diskussion Kritischer Psychologie im engeren Sinne.

Anfang der 1970er Jahre entstand eine ganze Reihe von Arbeiten, die rückblickend als Vorarbeiten zur Grundlegung der Psychologie (Holzkamp 1983) und also zur Entwicklung von grundlegenden Kategorien für die Psychologie erscheinen. Dein Beitrag dazu waren die Motivationsbnde (H.-Osterkamp 1975, 1976), mit denen du ja auch promoviert und habilitiert hast. Als Haupterrungenschaft des ersten Bandes könnte man die Aufarbeitung der ethologischen Forschung für die Kritische Psychologie bezeichnen, der zweite Band enthält die erste umfangreiche Reinterpretation eines ›traditionellen‹ Theorieansatzes, nämlich der freudschen Psychoanalyse. Wie beurteilst du diese Arbeiten aus heutiger Sicht, also nach der subjektwissenschaftlichen Wende der Psychologie? Würdest du heute Teile anders formulieren?

Zum einen: Ich würde das Verhältnis von Grundlegung und den vorangegangenen Texten anders definieren. Die in der Schriftenreihe erschienenen Bnde sind keine ›Vorarbeit‹ zur Grundlegung, sondern die Grundlegung ist die Systematisierung/Verallgemeinerung der über die verschiedenen Einzelanalysen gewonnenen Erkenntnisse zu einer Wissenschaftssprache vom Subjektstandpunkt aus. Sie ist in diesem Sinne ein Zwischenschritt zur wissenschaftstheoretischen und methodologischen Fundierung künftiger Forschung vom Subjektstandpunkt aus, die im Wesentlichen noch zu leisten ist (vgl. Holzkamp 1996, 96ff). Das Problem besteht, wie Klaus betont, darin, dass wir zwar ausführlich das Erkenntnisinteresse anderer Richtungen diskutiert, aber die eigene Forschungspraxis kaum zum Gegenstand der Analyse gemacht hätten. Offensichtlich seien wir der Auffassung gewesen, dass sich deren ›Fortschrittlichkeit‹ aufgrund der Kritik an der traditionellen Psychologie sowie der Fundiertheit des kritisch-psychologischen Grundansatzes im marxschen Denken von selbst verstehe, »sodass wir Selbstverständlichkeiten transportierten, wo selbstkritische Fragen am Platz gewesen wären« (98). Das Projekt »Lebensführung« war von Klaus als konzeptuelle Weiterentwicklung subjektwissenschaftlicher Psychologie – auf der Basis der früher erarbeiteten Grundlagen – gedacht.

Zum anderen: Die Motivationsbcher sind unter dem Druck entstanden, schnellstmöglich ›Lehrbücher‹ bereitzustellen, die in etwa unseren Vorstellungen

einer kritischen Psychologie entsprachen; sie sind mit Sicherheit in vieler Hinsicht überarbeitungsbedürftig. Allgemein finde ich jedoch eher erstaunlich, was wir damals schon alles begriffen hatten. Das ist zugleich auch erschreckend, weil ich das Gefühl habe, dass vieles von dem, was man bereits wusste, wieder in Vergessenheit geraten ist. Im Großen und Ganzen sind sie, denke ich, vom Subjektstandpunkt aus geschrieben; das hängt auch mit der Aufarbeitung der beiden Schwerpunkte zusammen. Während in der Ethologie die Umweltbezogenheit allen Verhaltens selbstverständliche Grundlage aller Forschung ist und Entwicklung sich praktisch in der zunehmenden ›emotionalen‹ Notwendigkeit der Umweltkontrolle ausdrückt, steht bei Freud das Leiden an der aufgenötigten Selbstentfremdung im Mittelpunkt der Analyse. Da damals der Subjektstandpunkt noch nicht auf den Begriff gebracht war, finden sich aber immer wieder Aussagen vom Außenstandpunkt. So ist etwa mein Einwand gegen Freud, dass Unterdrückung nicht nur im sexuellen, sondern auch in anderen Bereichen bestehe, eher peinlich – als wenn er das nicht selbst am besten gewusst hätte. Ich ignoriere damit, dass es Freud – zumindest kann man ihn so lesen – um die *Wirkweisen* von Unterdrückung, d. h. die Frage ging, was Menschen dazu bringt, sich mit den systematischen Beschneidungen ihrer Lebens- und Handlungsmöglichkeiten abzufinden. Sexualität eignet sich nach Freud zur Vermittlung von Schuldgefühlen bzw. als Mittel zur Verinnerlichung von Unterdrückung zum einen infolge ihrer spezifischen Körper-/Ichnähe, zum anderen aber auch deswegen, weil sie nicht den ›imperativen‹ Charakter von Nahrungsbedürfnissen hat, sondern es weitgehend von der persönlichen ›Ichstärke‹ abhängig zu sein scheint, wieweit man durch sie ›getrieben‹ bleibt oder sie zu sublimieren/kultivieren vermag. Beides zusammen macht sie zu einem zentralen Moment individueller Beschämung/Erniedrigung bzw. von Schamgefühlen.

Problematisch finde ich an den Motivationsbüchern vor allem den Teil, wo ich ein kritisch-psychologisches Gegenkonzept zur freudschen Neurosenlehre zu entwerfen suche (Kap. 5.7.4.), weil ich hier nicht von konkreten Problemen ausgehe, sondern eher *from the view of the top* argumentiere. Insbesondere die Reinterpretation des freudschen Kulturträgers als Opportunisten ist fragwürdig. Mit einem solch personalisierenden Begriff ist der Blick auf den gesellschaftlichen Kontext individuellen Handelns, auf den ich ›abstrakt‹ ständig verweise, in viel höherem Maße verstellt als mit dem Begriff des ›Kulturträgers‹. Aussagen wie die, dass man als Individuum ›objektiv‹ zwischen den Interessen der Allgemeinheit und dem Partialinteresse des Kapitals zu entscheiden habe, sind zwar richtig, sehen aber von dem eigentlichen Problem ab, dass diese Interessen nicht offensichtlich, sondern vielfach verdeckt sind und auch das Interesse an ihrer Offenlegung – in Abhängigkeit von der jeweiligen Position innerhalb konkreter Machtkonstellationen und den verfügbaren Handlungsmöglichkeiten – gebrochen ist. Die Rede von der »Einsicht

in die Notwendigkeit einer Veränderung zur Verbesserung allgemeiner und damit eigener Lebensverhältnisse« oder so ähnlich klingt in dieser Abgehobenheit von den verfügbaren Möglichkeiten, ihr zu entsprechen, nicht nur normativ/abschreckend; sie lenkt zugleich von der Aufgabe ab, diese Notwendigkeit im konkreten Kontext aufzuweisen und die vielfältigen Behinderungen, die dem entgegenstehen, auf den Begriff zu bringen.

Solche »abstrakten« Aussagen, die von der Mitverantwortung für die Realisierung erkannter Notwendigkeiten absehen, fördern nicht nur die Abwehr bei jenen, die man auf diese Weise »aufzuklären« sucht, sondern stellen in gewisser Weise selbst eine Abwehr auf Seiten Kritischer Psychologie dar.

Wie beurteilst du deine damalige Auseinandersetzung mit traditionell-psychologischen Theorien zu Emotionen und Motivation aus heutiger Perspektive unter veränderten gesellschaftlichen Bedingungen? Hierzu vielleicht ein Beispiel: Deine Reinterpretation von Schuldgefühlen betont die Bedeutung des (verinnerlichten) Konflikts mit »den Herrschenden« (H.-Osterkamp 1976, 357ff). Du arbeitest das am Beispiel der Unterdrückung sexueller Impulse aus, der du einen zentralen Stellenwert bei der Entstehung von Schuldgefühlen zuweist. Zum einen stellt sich hier die Frage, ob dieser Stellenwert angesichts der in den 60ern und 70ern erkämpften sexuellen Freiheiten – die heute deutlich größer sind als in den 50er Jahren – noch aktuell ist und wenn ja, warum? Zum anderen ist die Frage wie du in diesem Zusammenhang Schuldgefühle, die durch selbstgewählte und nicht durch »die Herrschenden« gesetzte Normen entstehen, fassen würdest? Dies interessiert uns in Bezug auf Sexualität, aber auch vor dem Hintergrund des gesellschaftlichen Wandels und solchen neoliberalen Konzepten wie Selbstaktivierung, Selbststeuerung, Selbstführung etc. Und es ist auch interessant im Kontext innerlinker Diskussion, nicht zuletzt um die sogenannte political correctness.

Da es in Kritischer Psychologie nicht um die Feststellung der »Auswirkungen« von Verhältnissen auf das Handeln der Individuen, sondern um die Notwendigkeit geht, sich im Wissen um deren Auswirkungen auf die subjektive Situation zu den jeweiligen Bedingungen zu verhalten, gelten diese Analysen, sofern sie damals richtig waren, nach wie vor. Anders ausgedrückt: Ändern tun sich bestenfalls die Anlässe, angesichts derer man sich mit der Frage konfrontiert sieht, ob man »bedrohtheitsfixiert« reagiert oder gegenüber Bedingungen handlungsfähig zu werden sucht, die dieses bedrohtheitsfixierte Verhalten nahelegen.

Wieweit Sexualität heutzutage noch als Hebel der Unterwerfung brauchbar ist, weiß ich nicht. Wenn man jedoch berücksichtigt, dass sich Sexualunterdrückung auch als ihr Gegenteil, etwa als Zwang zur sexuellen Leistungs- und Erlebnisfähigkeit bzw. jederzeitigen Verfügbarkeit/Einsatzbereitschaft äußern kann, sind durchaus Zweifel angebracht, ob sie als Unterdrückungsinstrument wirklich ausgedient hat.

Die Zwänge wirken möglicherweise subtiler bzw. ›selbstbestimmter‹; sie äußern sich etwa im Aufwand, den man in die körperliche Fitness/Attraktivität investiert, ohne die man kaum noch Chancen auf dem Markt zu haben scheint. Wie ›frei‹ das eigene Verhalten zur Sexualität ist, kann ohnehin nur jede/r für sich selbst befinden. Kritische Psychologie kann allein auf die Möglichkeit verweisen, dass die Vorstellung freier Sexualität und individueller Selbstbestimmung eher auf Verdrängung der vielfältigen Zwänge und Behinderungen beruht, als dass sie der Realität entspreche.

Die Rede von Schuldgefühlen als verinnerlichten Konflikten mit den Herrschenden ist ebenfalls sehr abstrakt. Bereits in den Motivationsbüchern habe ich ›Schuldgefühle‹, so weit ich mich erinnere, als Wissen um den Selbstverrat diskutiert, den jede Unterwerfung unter restriktive Verhältnisse bedeutet. Aber auch die Entfremdung von den eigenen Bedürfnissen als Grundlage von Schuldgefühlen fasst das Problem zu kurz, weil damit die ›laterale‹ Ebene, d.h. die Auswirkungen dieser Selbstentfremdung auf die Beziehungen zu den jeweils anderen sowie deren Rückwirkung auf die eigenen Lebens- und Handlungsmöglichkeiten ausgeblendet bleiben.

Bei der Frage, wie ich Schuldgefühle fassen würde, die durch selbstgewählte Normen entstehen, hätte ich eher die Gegenfrage, ob der Begriff ›selbstbestimmte Norm‹ nicht ein Widerspruch in sich ist. Das subjektwissenschaftliche Problem besteht ja gerade darin, dass durch die Verinnerlichung herrschender Normen diese als ›selbstbestimmt‹ erscheinen, sodass eine wesentliche Aufgabe wäre, die Zwänge, Bedrohungen und Verunsicherungen, die dem eigenen Handeln möglicherweise zugrundeliegen, bewusst zu machen, um sich zu ihnen verhalten zu können, statt durch sie bestimmt zu bleiben. ›Idealerweise‹ engagiere ich mich doch nicht für irgendwelche Ziele, weil andere es von mir erwarten und/oder es öffentliche Anerkennung bringt. Ich engagiere mich vielmehr für etwas, was für mich persönlich wichtig ist oder weil ich einen Zustand überwinden will, den ich als unerträglich empfinde. Wenn aber etwas für mich persönlich notwendig ist, versuche ich ohnehin mein Bestes zu geben; wenn das nicht ausreicht, habe ich keine ›Schuldgefühle‹, sondern suche andere Wege bzw. weitere Verbündete. Nur wenn das Engagement nicht selbst-, sondern fremdbestimmt ist, ist die Verpflichtung auf Normen erforderlich. Anders herum ausgedrückt: Schuldgefühle verweisen darauf, dass ich Ziele nicht um ihrer selbst willen, sondern aus ›defensiven‹ Gründe, um der unmittelbaren Anerkennung, Zugehörigkeit etc. willen übernommen habe. Unter diesen Voraussetzungen wird ihr Scheitern für mich nur in dem Maße zum Problem werden, wie ich befürchten muss, persönlich dafür verantwortlich gemacht zu werden, und es hat sich für mich erledigt, sobald es mir gelungen ist, andere verantwortlich zu machen.

Nach Freud sind Normen erforderlich, wo man nicht von sich aus entsprechend handeln würde. Man läuft mit der Übernahme solcher Begriffe Gefahr, ›bewusstlos‹ der Vorstellung von der ›Asozialität‹ der Menschen aufzusitzen, die durch ein entsprechendes Normen- und Strafsystem einzudämmen ist. Anders ausgedrückt: Die Gefahr ist, dass man ein Verhalten, das einem aufgenötigt ist, normalisiert, d. h. den Umstand, dass wir unter den gegebenen Bedingungen jede Menge ›Schuldgefühle‹ haben, als selbstverständlich akzeptiert oder gar noch eine Tugend daraus zu machen sucht, statt ihn auf seine realen Voraussetzungen und Implikationen hin zu analysieren.

Wieweit Schuldgefühle mit ›political correctness‹ zusammenhängen, weiß ich nicht. Zumindest liegt der Verdacht nahe, dass hinter der Besorgnis um die ›humanere‹ Bezeichnung diskriminierter Gruppen die Mitverantwortung für die Überwindung ihrer strukturellen Ausgrenzung, die den verbalen Abwertungen zugrundeliegt, aus dem Blick gerät. Die Diskrepanz zwischen Reden und Handeln ist uns kurz nach der ›Wende‹ bei einem Kollegen aus der ehemaligen DDR deutlich geworden, der ohne jedes Unrechtsbewusstsein von »Zigeunern« sprach, die sich bis in ihre Datschengegend verirrt hätten, es zugleich aber für normal hielt, sie zum Kaffeetrinken einzuladen. Dennoch durchzuckt es mich nach wie vor, wenn Leute von »Zigeunern« oder »Asylanten« reden.

Die Bemühungen um ›political correctness‹ lassen sich mit Schuldgefühlen möglicherweise insofern zusammendenken, als beide als Ersatzhandlungen gesehen werden können, die eher zur Beschwichtigung des eigenen Gewissens dienen, als dass sie im Interesse der ›Anderen‹ wären. Zu solchen Ersatzhandlungen kommt es, wenn man die Unverantwortbarkeit der jeweiligen Zustände erkennt, ohne sich jedoch in der Lage zu sehen, diese zu ändern. Die Betonung der metasubjektiven Dimension menschlicher Handlungsfähigkeit kann somit als ein wesentlicher Beitrag zur Überwindung von Schuldgefühlen und den vielfältigen Formen ihrer Beschwichtigung angesehen werden.

Uns würde, um das Thema des zweiten Bandes noch einmal aufzugreifen, sehr interessieren, welchen Einfluss deine Freud-Rezeption auf die Entwicklung der Kritischen Psychologie gehabt hat, und wie du die Bedeutung der freudschen Psychoanalyse für die Kritische Psychologie heute bewertest.

Ich denke, dass die Entwicklung einer Subjektwissenschaft ohne die freudsche Theorie nicht möglich ist. Mein Problem ist eher, dass innerhalb Kritischer Psychologie dieser Auffassung zwar nirgends widersprochen ist, und sie somit allgemein anerkannt zu sein scheint, sich dies jedoch kaum in konkreten Analysen niederschlägt. Insbesondere Abwehr ist im Rahmen subjektwissenschaftlicher Forschung von zentraler Bedeutung. Die Notwendigkeit ihrer Berücksichtigung ist in gewisser